

Zur Produktion von Geschlecht in lebensgeschichtlichen Interviews

Amesberger, Helga

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Amesberger, H. (2009). Zur Produktion von Geschlecht in lebensgeschichtlichen Interviews. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 22(1), 105-116. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-335439>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Zur Produktion von Geschlecht in lebensgeschichtlichen Interviews¹

Helga Amesberger

Geschlecht spielt in der Mainstream-Geschichtsschreibung und -wissenschaft nach wie vor keine bedeutende Rolle. Dies ist nicht – wie vielfach behauptet – auf das Fehlen von weiblichen Erfahrungsberichten zurückzuführen. Maria Ecker (2004) und Constanze Jaiser² weisen für den US-amerikanischen Raum und für Deutschland nach, dass bis Anfang der 1960er Jahre weibliche Überlebende ähnlich viele, teilweise sogar mehr Erfahrungsberichte und Memoiren publizierten wie Männer. Aber es gibt deutlich weniger mündliche Berichte von Frauen. Frauen sind also anfänglich seltener befragt worden. Ab den 1990er Jahren publizierten weitaus mehr Frauen als Männer ihre Erinnerungen.

Das bedeutet zweierlei: Frauen haben nicht weniger gesprochen bzw. geschrieben, sondern ihren Bezeugungen ist weniger Aufmerksamkeit gewidmet worden. Selbst wenn es nur männliche Quellen gegeben hätte, hätten diese auf ihre Geschlechtsspezifität hin gelesen und analysiert werden können – was innerhalb der feministischen Geschichtswissenschaft auch gemacht wurde. Aber meist ist Geschlecht nur ein Aspekt in der Forschung und Geschichtsschreibung, wenn Frauengeschichte das Thema ist. Das heißt weiters, dass die allgemeine Geschichte scheinbar geschlechtslos ist und damit die Geschichte von Männern den Standard darstellt; die Norm, von der weibliche Erfahrungen abweichen.

So richtig dieser allgemeine Befund ist, sollten wir uns dennoch bewusst sein, dass die Verwendung der Kategorie Geschlecht, um Frauengeschichte sichtbar zu machen sowie Männergeschichte als Norm zu dekonstruieren, immer auch die Gefahr birgt, geschlechtsspezifische Stereotype zu produzieren bzw. zu reproduzieren.

Ich möchte in diesem Beitrag über die Notwendigkeit geschlechtsspezifischer Analysen in der Oral History reflektieren, und zwar anhand einiger ausgewählter lebensgeschichtlicher Interviews. Primäres Ziel des Artikels ist es, die Produktion von Geschlecht in der konkreten Interview-Situation nachzuzeichnen. Ich werde zum einen der Frage nachgehen, wie bzw. in welcher Art und Weise die Interviewten Geschlecht produzieren und über welche geschlechtsspezifischen Themen sie sprechen.

1 Dieser überarbeitete Artikel erschien zuerst in englischer Fassung (Amesberger 2009). Ich danke Benjamin Publishers für die freundliche Genehmigung der Wiederveröffentlichung.

2 Constanze Jaiser, mimeogramm, Workshop "Experiences of Sexualised Violence during National Socialism", organisiert vom Institut für Konfliktforschung, Wien im November 2007. Constanze Jaiser kommt für den deutschsprachigen Raum zu ähnlichen Ergebnissen. Die Hälfte der zwischen 1945 und 1949 verfassten Memoiren stammte von weiblichen Überlebenden, dieser Anteil sank bis 1960, hat aber seit den 1970er Jahren wieder gleichgezogen.

Zum anderen werde ich die Rolle der Interviewer und Interviewerinnen bei der (Re-)Produktion von Geschlecht analysieren. Das heißt: Welche Fragen stellen sie Männern, welche Frauen? Und: Produzieren geschlechtssensitive Fragen ansonsten unerwähnt bleibende Themen, oder reduzieren solche Fragen die Interviewten auf deren vermeintliche Geschlechtsrollen?

Für diesen Beitrag analysiere ich lebensgeschichtliche Interviews mit jeweils sechs männlichen und weiblichen Überlebenden des Konzentrationslagers Mauthausen.³ Für die Auswahl der Lebensgeschichten war die Zeichnung ambivalenter Geschlechterbilder ein Kriterium. Ein weiteres war, ob die Interviewten zum Zeitpunkt der Verfolgung Kinder hatten (dies trifft für zwei Frauen zu). Für die Auswahl von Interviews mit Männern standen mir nur zwölf transkribierte Interviews (in Deutsch und Englisch) zur Verfügung; unter diesen Interviewten befand sich keiner, der bei der Verhaftung schon Vater gewesen war. Wenngleich ich bei der folgenden Analyse den nationalen und kulturellen Hintergrund der Befragten sowie der Fragenden nicht berücksichtige, versuchte ich dennoch, eine gewisse nationale/kulturelle Streuung mit der Auswahl zu erreichen. Die zwölf Frauen und Männer wurden als Jüdinnen/Juden oder aus politischen Gründen verfolgt. In den Artikel fließen jedoch auch Analyseergebnisse anderer Oral-History-Projekte, wie die Dokumentation der Lebensgeschichten von 42 Österreicherinnen, die im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück inhaftiert waren (Amesberger/Halbmayer 2001) oder die Studie zur sexualisierten Gewalt in NS-Konzentrationslagern (Amesberger/Auer/Halbmayer 2004) ein, ohne sie hier explizit zu zitieren. Die für die zwölf Mauthausen-Interviews gestellten Befunde zur Produktion von Geschlecht lassen sich auch in vielen dieser anderen Interviews nachzeichnen.

Prämissen

Bevor ich in medias res gehe, möchte ich in Bezug auf das Verständnis und die Klassifikation der durch lebensgeschichtliche Interviews erhältlichen Daten und Informationen dreierlei vorausschicken.

(1) Lebensgeschichten sind nie ausschließlich subjektive Konstruktionen noch sind sie vollkommen „wahre“ Ereignisse. Vielmehr reflektieren sie soziale Konventionen, Normen, Werte sowie gesellschaftlich sanktionierte Erzählweisen (Scholz 2003, 141-144; vgl. auch Scheffer 2003, 99) und damit auch Geschlechterverhältnisse.

(2) Jedes Interview – somit auch das biographisch-narrative Interview – muss als Interaktion von mindestens zwei Personen gelesen werden. Selbst wenn das Interview so wenig als möglich gelenkt wird, sind die Interviewenden als Co-Produzentinnen bzw. Produzenten (Scholz 2003, 143; Ecker 2004) der Lebensgeschichte, der biographischen Konstruktion zu sehen. Sozio-demographische Eigenschaften der Interviewten und der Interviewenden, wie das Alter, das Geschlecht, die Klassenzugehörigkeit, der ethnische Background, Bildung usw. beeinflussen Inhalt und Verlauf des Interviews ebenso wie die aktuelle soziale, politische und wirtschaftliche Situation. Ebenso haben Erwartungen an das Gegenüber bzw. an die Adressatinnen und Adressaten der Erzählung Auswirkung auf die (Re-)Konstruktion der Lebensgeschichte. Die

³ Die Interviews wurden zwischen 2002 und 2003 im Rahmen des „Mauthausen Survivors Documentation Project“ (vgl. Botz/Amesberger/Halbmayer 2003) geführt. Insgesamt wurden ca. 860 Lebensgeschichten gesammelt, davon rund 90 von Frauen.

erzählte Lebensgeschichte ist daher vielmehr eine Geschichte „darüber, was ihr Leben ist und, wichtiger noch, was ein Leben sein sollte. (...) [Sie] ist viel enger an die konkrete und unmittelbare soziale Situation des Interviews gebunden als an das, was wir mit den historischen Gegebenheiten gelebten Lebens korrelieren würden.“ (Welzer 2003, 186) Die Erstellung einer Biographie kann also nicht vollkommen willkürlich geschehen. Durch unsere spezifische soziale Situation nehmen wir Dinge auf eine ganz bestimmte Art und Weise wahr, interpretieren sie individuell und bauen sie, indem wir sie mit unseren anderen Erinnerungen abgleichen, in unsere Erinnerungen ein. Das heißt weiters, dass biographische Identitäten in ihrer Betonung variieren. In diesem Sinne ist das autobiographische Gedächtnis – wie Welzer (2003, 199) herausgearbeitet hat – auch ein soziales Gedächtnis.

(3) Eine grundlegende Konstante moderner Gesellschaften ist die Vergeschlechtlichung von Individuen, wobei die Geschlechtsidentität strikt zweigeschlechtlich und hierarchisch entworfen ist. Zum einen schließen wir vom Aussehen – Kleidung, Frisur, Figur – auf das Geschlecht, da die biologischen Kriterien wie Chromosomen und Genitalien üblicherweise nicht gesehen werden können. (vgl. Goldemeister/Wetterer 1992, 209; West/Zimmerman 1998, 169-170) Gleichzeitig gehen diese Geschlechtszuordnungen mit scheinbar intrinsischen, genetisch bedingten verhaltensmäßigen und psychologischen Merkmalen einher. Als Grundlage hierfür werden die unterschiedlichen reproduktiven Funktionen der Geschlechter herangezogen. Obwohl die Zweigeschlechtlichkeit ein Resultat der Geschichte ist, wird sie als naturgegeben angesehen und bleibt so unhinterfragt.

Wenn nun die Vergeschlechtlichung eine Grundkonstante unserer Gesellschaft ist und die Erzählungen essentiell die Gegenwart sowie die soziale Situation reflektieren, dann ist auch die Produktion von Geschlecht Teil jeglicher Kommunikation und Interaktion. Dieser Prozess der Geschlechts(re)produktion ist dabei aber weitgehend ein unbewusster Akt.

Wir müssen daher fragen, wie Geschlecht während eines Interviews produziert wird, und zwar sowohl von Seiten der Befragten wie auch der Fragenden. Ebenso müssen wir fragen, wie Prozesse der Geschlechtsproduktion die lebensgeschichtliche Erzählung mitgestalten.

„Produktion von Geschlecht“ – eine Definition

Der Begriff „Produktion von Geschlecht“ – im Englischen wird von „doing gender“ gesprochen – betont, dass Geschlecht nicht durch biologische Merkmale, welche wiederum Geschlechterrollen und geschlechtsspezifisches Verhalten etc. produzieren würden, bestimmt wird, sondern durch die Bedeutung, die diesen unterschiedlichen Merkmalen – insbesondere den reproduktiven Funktionen – zugemessen wird. Es handelt sich hierbei um Zuschreibungen, die von Männern und Frauen gleichermaßen getätigt werden. Geschlecht zu produzieren verweist daher auf die alltägliche Wiederherstellung geschlechtsspezifischer Stereotypen, auf die Schaffung von Unterschieden zwischen Mädchen und Buben, zwischen Frauen und Männern, die keineswegs natürlich und biologisch sind. (vgl. West/Zimmerman 1998, 178)

Die Produktion von Geschlecht in Interviews

Obwohl die Produktion von Geschlecht nicht auf die Phase des Interviewens beschränkt ist, will ich mich im Folgenden auf die Interviewsituation konzentrieren. Hierbei kann prinzipiell zwischen der inhaltlichen Ebene, also was von den Befragten wie Fragenden thematisiert wird, und der Interaktionsebene, d.h. wie durch die Kommunikation Geschlecht produziert wird, unterschieden werden. (Scholz 2003) Innerhalb beider Ebenen ist wiederum nach direkten und indirekten Geschlechtsbezügen zu differenzieren.

Die Produktion von Geschlecht auf inhaltlicher Ebene

Die Produktion von Geschlecht auf inhaltlicher Ebene werde ich anhand der Themen soziale Bindungen/Netzwerke, Solidarität versus Aggression/Gewalt, Familie und Kinder (also Themen, die meist geschlechtsspezifische Konnotationen aufweisen) – als indirekte Geschlechtsbezüge – und der Darstellung von Täterinnen sowie den Repräsentationen von Müttern und Vätern – als direkte Geschlechtsproduktion – illustrieren.

Während Myrna Goldenberg (1998, 335) in der Analyse von Memoiren und Interviews zum Ergebnis kommt, dass Frauen viel häufiger die Bedeutung von sozialen Netzwerken und Bindungen während der Verfolgung thematisieren würden als Männer, konstatiert Constanze Jaiser (2005, 130), dass in den frühen Erfahrungsberichten von Frauen deutlich seltener das Bild größerer Solidarität und geringerer Gewalt unter den Frauen gezeichnet wird. Das hieße, dass die Frauen ihre Erzählungen über Frauen mit der Zeit geglättet haben, um sie in allgemeine Vorstellungen von Weiblichkeit einzupassen.

Meine Analyse der Interviews mit weiblichen und männlichen Überlebenden kann die Ergebnisse von Goldenberg ebenfalls nicht bestätigen. Frauen wie Männer sprechen gleichermaßen über Freunde und Verwandte, mit denen sie zusammen den Alltag im Konzentrationslager meisterten, mit denen sie das wenige Essen und die Kleidung teilten, die sie auf verschiedenste Weise unterstützten. Es gibt keine Hinweise, dass Männer sich häufiger als „einsame Kämpfer“ zeichnen würden als Frauen; aber zählt man, wie viele Personen jeweils genannt werden, so erwähnen Männer deutlich weniger andere Personen als Frauen.

Wie steht es um die Erwähnung von Gewaltausübungen durch Mithäftlinge und Funktionshäftlinge? Diesbezüglich erwähnen Frauen deutlich seltener physische Gewalttaten unter den Häftlingen als Männer dies tun. Zudem werden Aggression und Rache, ausgeübt von weiblichen Mithäftlingen – sofern sie überhaupt berichtet werden –, von den Frauen als weitaus weniger gravierend dargestellt. Wie kann dieser Unterschied erklärt werden? Heißt das, dass Frauen weniger gewalttätig handelten als Männer? Nicht notwendigerweise, denn alle Frauen reden zumindest über gewalttätige weibliche Funktionshäftlinge. Es besteht daher die Möglichkeit, dass Frauen über Aggressionen, Gewalttätigkeiten nicht erzählen, weil sie als unweiblich eingestuft werden und nicht dem Ideal der friedvollen Frau entsprechen. Alle männlichen Interviewten berichten zudem über Racheakte, die während der Haft und nach der Befreiung stattgefunden hätten. Sie verneinen lediglich die eigene Beteiligung an solchen Racheakten gegenüber Mithäftlingen, Kapos und SS-Angehörigen. Offensichtlich haben Männer nur das Bedürfnis, sich selbst von Gewaltausübung zu distanzieren,

aber nicht die Gruppe der Männer an sich. Daraus kann geschlossen werden, dass die männlichen Interviewpartner ein Bild von Männern bzw. Männlichkeit zeichnen, das mit traditionellen Merkmalen von Männlichkeit korrespondiert und zumindest indirekt auf die „Idee des Kampfes“ (Enloe 1983, 12) zurückgreift. Das heißt weiters, dass sich sowohl Frauen als auch Männer zumindest bis zu einem gewissen Grad auf traditionelle geschlechtsspezifische Rollenmodelle beziehen.

Ronit Lentin (1999, 72) konstatiert in ihrem Artikel über die Vergeschlechtlichung des Genozids durch die Massenmedien, dass Frauen und Kinder zum Symbol der Barbarei des Völkermords geworden sind. Frauen werden demnach nur als Opfer und nicht als Täterinnen oder Mitläuferinnen gesehen, wobei Mutterschaft und die zerstörte weibliche Schönheit als Chiffren, als Verkörperung des Leidens fungieren. Anhand der Thematisierung von Kindern, Müttern und Täterinnen kann herausgearbeitet werden, ob sich solche Chiffren auch in den lebensgeschichtlichen Erinnerungen von weiblichen und männlichen Überlebenden finden.

Die Analyse der zwölf Interviews hat ergeben, dass fast ausschließlich Frauen über das Schicksal von Kindern in Konzentrationslagern reden. Trotz der Tatsache, dass Männer ebenso mit ihren Kindern deportiert wurden und auch Kinder in so genannten Männer-Konzentrationslagern inhaftiert waren, spricht kaum ein Mann von Kindern. Unsere weiblichen Interviewpartnerinnen – unabhängig vom Alter oder davon, welcher Verfolgtengruppe sie angehörten – gehen hingegen immer auf das Leiden der Kinder ein, sie erwähnen die gewaltsame Trennung der Kinder von den Müttern, den Missbrauch der Kinder zu medizinischen Experimenten, die Tötung von Neugeborenen usw. Hier ein Ausschnitt aus dem Interview mit Ljudmilla Stanewa, als ein Beispiel von vielen:

Mit den Kindern haben sie sie hergebracht! [Klagend] Sie haben [ganze] Familien mitgenommen, da waren Kinder dabei. Na, der Mann war bei den Partisanen, sie haben das erfahren/. Na, manch einen haben sie umgebracht und manch einen/. Und die letzte Zeit haben sie die meisten von ihnen nach Auschwitz gebracht. Mit den Kindern. Die Kinder haben sie ihnen weggenommen. Oh, das ist ein Albtraum, was da geschehen ist! Wie kann man denn? Ein kleines Kind, und sie nehmen es der Mutter weg! (Stanewa 2002, 26)

Solche Erzählungen von Frauen über Kinder verweisen auf drei Aspekte: Aus der Perspektive der Frauen gibt es Opfer, die mehr litten als sie, nämlich Kinder. Entsprechend dieser Narrative sind die „wahren“ Opfer die unschuldigen Kinder. Das heißt weiters, dass Frauen sich in der Hierarchie der Opfer nicht als die bedauernswertesten, die macht- und hilflosesten darstellen wollen. Tatsächlich zeichnen sich insbesondere Widerstandskämpferinnen als Frauen, die selbst während der Konzentrationslagerhaft widerständig waren. Außerdem verweisen solche Interviewpassagen auf den Aspekt, dass, gemeinsam mit den Kindern, den Müttern unter den Frauen am meisten zugesetzt wurde. In diesen Narrativen symbolisieren Mütter und Kinder die Barbarei des NS-Regimes.

Bezieht man Interviews mit Männern in die Analyse mit ein, so lässt sich zeigen, dass Interviewte beider Geschlechter auf stereotype Repräsentationen von Frauen und Männern in ihren Erzählungen zurückgreifen, indem die einen – die Frauen – auf das Schicksal von Kindern hinweisen und die anderen – die Männer – Kinder kaum er-

wählen. Frauen, und nur Frauen, ordnen sich der reproduktiven Sphäre zu und verweisen auf ihre Sorgepflichten, wohingegen Männer der öffentlichen Sphäre, der Politik, zugewiesen werden, wie dies ebenfalls im vorigen Zitat deutlich wird (und dies, obwohl Frau Stanewa selbst im Widerstand tätig war).

Dennoch finden wir auch Hinweise, die dem eben Gefolgerten widersprechen, wenn wir Interviewpassagen zur Trennung von eigenen Kindern, Heirat und Familiengründung analysieren. Viele Interviewpartnerinnen erzählen nicht von der Trennung von ihren eigenen Kindern durch die Verhaftung und während der Haft. Sie erwähnen kaum, dass sie Kinder hatten und/oder verheiratet waren.⁴ Obwohl wir nach der Lebensgeschichte fragten, erhielten wir solche Informationen meist nur, wenn wir spezifisch nachfragten.⁵ Wie kann dieser Widerspruch, dass von den Frauen Kinder im KZ sehr wohl thematisiert werden, eigene Kinder jedoch nicht, interpretiert werden? Können wir überhaupt von einem Widerspruch sprechen?

Zunächst müssen wir dies im Kontext des gesamten Interviews betrachten. Die Interviewpartnerinnen erzählen generell sehr wenig von ihrem Leben vor der Verfolgung und dem Leben danach. Da sie um ein Interview als Überlebende des Konzentrationslagers Mauthausen gefragt wurden, fokussieren sie ihre Erzählung auf diese Periode der Verfolgung. Dies könnte ein Grund für die Nichtthematisierung von Familiengründung sein. Ein anderer Grund könnte sein, dass, im Rückblick betrachtet, dieser Teil des Lebens nicht so wichtig erscheint. In diesem Fall würde die seltene Erwähnung von eigenen Kindern, die Trennung von diesen etc. Ausdruck einer ambivalenten Verkörperung von geschlechtsspezifischen Normen, Werten und Konzepten von Weiblichkeit sein. Bei den Männern entspricht die Nichtthematisierung den gängigen Vorstellungen von Männlichkeit. Des Weiteren ist es möglich, dass Frauen die gesellschaftliche Entwertung von Reproduktionsarbeit teilen, so dass sie es auch für nicht von Wert befinden, (ausführlicher) über diesen Teil ihres Lebens zu reden. Hier finden wir durchaus eine Parallele zur Schilderung der Berufstätigkeit von Männern. Männer, die keine außergewöhnliche Berufskarriere hatten, also Elektriker, Tischler oder ähnliches waren, sprechen ebenso wenig über ihr berufliches Leben.

Bislang habe ich Beispiele zur Produktion von Geschlecht anhand von indirekten geschlechtsspezifischen Verweisen (Netzwerke, Kinder, Familie) gebracht. Im Folgenden werde ich mich anhand der Darstellung von Frauen und Männern – im Spezifischen an den Beispielen der Zeichnung von Täterinnen, Müttern und Vätern – den direkten geschlechtsspezifischen Repräsentationen zuwenden. Die folgende Passage aus dem Interview mit der belgischen Widerstandskämpferin Clementina Ulrix illustriert die Produktion von Bildern über Frauen, Mütter und Täterinnen – und damit indirekt auch von Väterbildern – auf eindrückliche Weise:

Da habe ich ein Mädchen gesehen -- das in der Senkgrube gearbeitet hat. Ich habe auch in der Senkgrube gearbeitet. Ich sage, „pass auf, sie schaut auf uns“, und auf einmal wurde das Mädchen ohnmächtig, und wir brachten sie wieder

4 Diese Ergebnisse korrespondieren auch mit der Studie von Amesberger, Auer und Halbmayer (2004, 275-287) sowie Amesberger und Halbmayer (2001, 182). Ecker (2004) kommt in diesem Zusammenhang zu leicht anderen Resultaten. Demnach sprechen weibliche Interviewpartnerinnen tendenziell häufiger über die Gründung einer Familie und ihre Kinder, als dies Männer tun.

5 Keiner unserer männlichen Interviewpartner hatte Kinder zum Zeitpunkt der Verfolgung. Aber sie sprachen auch kaum über Familiengründung nach der Befreiung.

zu sich, aber die SS-Frau verlor sie nicht aus dem Auge. Das waren weibliche SS-Soldaten. [gebieterisch] -. Und [4 Sek. Pause] kurz danach wird sie wieder ohnmächtig /. ‚Oh‘, sagt die Frau, ‚wenn sie nicht arbeiten kann, dann soll sie verrecken‘, und sie schubst das Mädchen in die Senkgrube und drückt sie mit dem Fuß runter, bis das Kind ertrunken war. [stampft aufgeregt mit dem Fuß auf den Boden]. Das sind Nazis. [getragen] Das ist Faschismus. Das ist Faschismus. Und dann sieht man dieselbe Frau, wie sie eine Viertelstunde später einen Vogelkäfig für einen kleinen Vogel in einen Baum aufhängt. Da möchte man sie am liebsten umbringen. [getragen] Nachher wurde sie ja auch umgebracht. - Und dann kam man zurück und musste der Mutter erzählen, denn das hatten wir einander versprochen, dass ihr Kind [langsam] gestorben ist. Das kann man einer Mutter doch nicht erzählen. Ich habe aber gelogen, ich habe gesagt, dass sie eingeschlafen ist. Dass sie wie alle den Erschöpfungstod gestorben ist. So etwas kann man doch einer Mutter nicht erzählen. (Ulrix 2003, 11)

Die SS-Aufseherin in diesem Zitat steht für die Grausamkeit des Regimes und des Faschismus. Dies wird betont durch die zweifache Wiederholung „Das ist Faschismus“ und durch die körperliche Unterstreichungen, indem sie mit dem Fuß mehrmals aufstampft. Der Ausdruck „Das ist Faschismus“ impliziert, dass nur Faschismus solch grausame Frauen produzieren kann; Frauen in einer demokratischen Gesellschaft sind nicht grausam, gewalttätig etc. Die Unmenschlichkeit der SS-Aufseherin und des Regimes wird nochmals durch die dramatische Setzung gesteigert, indem erzählt wird, wie nett und fürsorglich sich die Aufseherin um einen Vogel, ein Tier, kümmerte.

Ein weiterer sprachlicher Mechanismus, mit Hilfe dessen die Brutalität weiblicher Funktionshäftlinge und SS-Aufseherinnen besonders nachdrücklich gezeichnet wird, ist, die Gewalttätigkeit in Verbindung mit der Schönheit der Täterinnen und/oder der Schönheit der weiblichen Opfer zu thematisieren. Der Hinweis auf die Schönheit, welche hier für Weiblichkeit – im Falle des Opfers auch für Jungfräulichkeit und Unschuld – steht, bewirkt, dass die Gewalttätigkeit der Frau nochmals nachhaltig verstärkt wird.

In Zusammenhang mit der Erwähnung des Aussehens wird auch bei weiblichen Täterinnen – insbesondere bei SS-Aufseherinnen – auf die Kleidung hingewiesen. Auf diesen Aspekt werde ich jedoch später noch ausführlicher eingehen. Zudem wird vielfach die Beschreibung gewalttätiger Frauen mit dem Satz abgeschlossen: „Die deutschen Frauen waren schlimmer als die Männer.“ (Vrachoritou 2002, 13)

In den Interviews mit männlichen Überlebenden, in denen auch von der Brutalität männlicher Kapos die Rede ist, habe ich weder Aussagen gefunden, die Vergleiche mit der SS führen, noch wurde die Gewalttätigkeit gemeinsam mit der Schönheit des Kapos, des SS-Aufsehers oder des männlichen Opfers angesprochen. Männliche Zeitzeugen verweisen höchstens auf den Körperbau der Täter und die Jugend des Opfers – ebenfalls eine häufige Kombination in Interviews mit Frauen –, um die Grausamkeit und das Machtungleichgewicht besonders wirkungsvoll zu illustrieren, aber niemals auf die Schönheit des Opfers oder des Täters.

In Bezug auf die Produktion von Geschlechterbildern bedeutet dies, dass das Aussehen der Personen nur in Hinblick auf Frauen eine relevante Kategorie ist. Frau-

Sein/Weiblichkeit wird somit über Eigenschaften konstruiert, denen männlich-patriarchale Vorstellungen/Normen zugrunde liegen. Zudem wird der Topos Schönheit zur Dramatisierung von zweierlei Aspekten herangezogen: Zum einen zeitigt der Hinweis den Effekt, dass die Täterinnen noch brutaler erscheinen, und zum anderen bewirkt er – wie Ronit Lentin analysierte –, dass die Opfer noch eindeutiger Opfer sind. Nicht nur ihrem Körper wird Leid zugefügt, sondern auch ihre Schönheit wird zerstört, welche in der bildlichen Darstellung als „zerbrochene weibliche Schönheit“ erscheint, in der aber die ursprüngliche Schönheit noch sichtbar ist. Es scheint, als ob die Gewalttätigkeit von und gegenüber Frauen eines zusätzlichen Impetus bedürfte, um glaubhaft zu werden. Des Weiteren verdeutlicht die von Frauen getroffene Gegenüberstellung von Täterinnen und Tätern, dass hier Erwartungen in Bezug auf gesellschaftlich konformes geschlechtsspezifisches Verhalten und Geschlechterbilder der friedfertigen, sorgenden und fürsorglichen Frau zutiefst verletzt wurden, von Männern ausgeübte Gewalt hingegen als „normal“ und somit dem Geschlechterbild konform erscheint. (vgl. Amesberger/Auer/Halbmayer 2004, 78-79) Daraus folgt auch, dass Täterinnen nicht notwendigerweise grausamer sein mussten als die Täter; sie erschienen den Betroffenen möglicherweise nur so, weil sie drastisch im Widerspruch zu den gesellschaftlich zugeschriebenen und akzeptierten Rollen von Frauen stehen bzw. standen.

Die Produktion von Geschlecht beschränkt sich nicht auf die Repräsentationen von Frauen. In Interviews mit weiblichen Überlebenden finden sich auch Darstellungen von Männern, sowohl Tätern als auch Mithäftlingen. Frau Ulrix erinnert sich an folgende Situation bei der Ankunft in Mauthausen:

Ja dann kamen wir unten an und dann gab es etwas, das ich auch nie vergessen werde. Als die Gefangenen, die Männer von Mauthausen, die Gefangenen, die uns gesehen haben, als wir ankamen ---, die Männer --- hatten äh Mitleid mit uns Frauen natürlich. Aber ihr Mitleid wurde von einem -- anderen Gefühl unterdrückt. Und man konnte es in ihren Augen lesen, das Gefühl der Unfähigkeit, uns zu retten. [betont] Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausdrücke, um es Ihnen [zu verdeutlichen]. Das konnte man lesen [betont] in den Augen dieser Männer. Die Ohnmacht, die diese Menschen erfuhren, da sie nichts für uns tun konnten. Und die Armen waren selber nur mehr lebende Leichen. (Ulrix 2003, 18)

Frau Ulrix bekundet hier neben der Sympathie für die Frauen vor allem, was sie unter zivilen Umständen als das richtige, passende Rollenverhalten und die Pflicht von Männern versteht, nämlich Frauen zu schützen und zu retten. Deren nicht selbst verschuldete Unfähigkeit verursacht bei den männlichen Häftlingen Verzweiflung und Gefühle, die tiefer gehen als das Mitleid für die Frauen. Diese Ohnmacht macht sie nicht nur unmännlich, sondern gleichzeitig auch geschlechtslos und nicht-menschlich, wenn Frau Ulrix mit dem Satz schließt: „Und die Armen waren selber nur mehr lebende Leichen.“

Nun möchte ich mich der Repräsentation von Müttern in den Interviews zuwenden. Die bereits zitierte Erzählung über die grausame SS-Aufseherin, welche ein Mädchen in der Jauchegrube ertränkte, folgt die Erinnerung der Interviewpartnerin über die schwierige Pflicht, der Mutter vom Tod der Tochter zu erzählen. Folgt man

dieser Darstellung, dann kann eine Mutter, eine „richtige“ Mutter, den Tod eines Kindes nicht ertragen. Es ist ein Leichtes, sich die Verzweiflung der Mutter wie auch die Bedrängnis der Nachrichtenüberbringerin vorzustellen. Gleichwohl werden in dieser Erzählung ganz spezifische Bilder von Müttern und von Geschlecht konstruiert und rekonstruiert. Die Interviewpartnerin nimmt an, dass jede Mutter ihr Kind lieben muss, und indirekt kommt zum Ausdruck, dass Väter nicht gleichermaßen vom Verlust eines Kindes betroffen sind. Frau Ulrix sagte nicht: „So etwas kann man doch Eltern nicht erzählen“, sondern betont mehrmals, dass man dies einer Mutter nicht sagen könne.

Ähnliche Mütterbilder finden wir auch in den Interviews mit männlichen Überlebenden. In ihren Erzählungen beispielsweise über die Heimkehr nach der Befreiung und das Wiedersehen mit den Familienangehörigen reagieren die Mütter und andere weibliche Verwandte immer äußerst emotional. Sie wurden demnach „ohnmächtig“ oder wurden „beinahe verrückt“, weil ihr geliebter Sohn, Bruder, Neffe etc. zurückkehrte. Väter kommen in den Interviewpassagen über die Heimkehr selten vor, was zum einen auf deren tatsächliche Abwesenheit hinweisen kann, aber unter Umständen auch darauf, dass Familie gedanklich primär mit der Mutter verknüpft wird. Wie dem auch sei, wenn Väter doch zu Hause sind, dann reagieren sie in der Erinnerung der Zeitzeugen niemals derart emotional wie die Mütter. Sie freuen sich, behalten aber einen kühlen Kopf, verlieren nicht den Verstand oder das Bewusstsein.

In der Zeichnung von Müttern (und Vätern) greifen die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner auf gesellschaftliche Vorstellungen und Normen zurück. Das heißt, sie schaffen keine neuen Bilder, sondern es findet eine neuerliche Bestärkung statt. Mögliche andere Wirklichkeiten, welche nicht mit den dominanten Vorstellungen adäquaten Rollenverhaltens korrespondieren, werden nicht erinnert oder können nicht zum Ausdruck gebracht werden. Die Interviewparten beziehen sich hierbei auf durch Sozialisation in bestimmten Gesellschaften und sozialen Schichten erworbenes Wissen. Diese Repräsentationen sind daher auch immer Ausdruck geteilter Weltbilder und von Geschlechterverhältnissen.

In den Interviews mit Männern ist von Frauen deutlich seltener die Rede als in Interviews mit Frauen. Dieses kaum überraschende Faktum kann zum einen mit der Segregation der Geschlechter in der Zivilgesellschaft der 1930er und 1940er Jahre und insbesondere in den Konzentrationslagern erklärt werden. Zum anderen macht dies auch Machtverhältnisse sichtbar, da Frauen – trotz Segregation – sehr wohl von Männern sprechen, während Frauen von Männern – abgesehen im Zusammenhang mit ihren reproduktiven Funktionen – nicht thematisiert werden. Frauen als Teil von Widerstandsgruppen, als Mitgefangene in Ghettos, Gefängnissen und Konzentrationslagern kommen nicht vor. In den Erzählungen der Männer kommen vorwiegend weibliche Verwandte vor, wohingegen Frauen auch von nichtverwandten Personen – Widerstandskämpfern und Mitgefangenen – erzählen. Üblicherweise sprechen männliche Überlebende von weiblichen Mitgefangenen nur, wenn sie danach gefragt wurden. Eine solche Frage evozierte dann meist eine Erzählung über das Häftlingsbordell in Mauthausen bzw. Gusen und die Frauen, die darin zu arbeiten hatten. Die Existenz eines Frauenlagers im Hauptlager Mauthausen ab September 1944 wurde nur in den seltensten Fällen erwähnt, auch nicht, dass Frauen über das Hauptlager in Nebenlager oder andere Konzentrationslager deportiert wurden.

Analysiert man die Liste jener Personen, die in den Interviews erwähnt werden, dann stechen zwei Eigenheiten besonders heraus: Männer sprechen signifikant weniger von anderen Personen als Frauen, und wenn Männer von anderen erzählen, dann sind dies überwiegend „berühmte“ und „angesehene“ Männer. Dieses Erzählmuster ist bei Frauen nur selten zu finden, und wenn, am ehesten unter Widerstandskämpferinnen. Dies kann nicht nur als unbewusste Strategie der Selbsterhöhung gelesen werden, vermittelt wird damit ebenso, dass die „Welt der Männer“ insgesamt mehr Gewicht und Bedeutung habe.

Die Produktion von Geschlecht auf der Ebene der Interaktion

Geschlecht wird nicht nur von unseren Interviewpartnerinnen und -partnern produziert. Die Forschenden und Interviewenden tragen während des Forschungsprozesses ebenso dazu bei.

Für die Analyse der Interaktionsebene ging ich der Frage nach, wer was gefragt wird. Obwohl alle Interviewerinnen und Interviewer das gleiche Trainingsprogramm absolviert hatten und mit den gleichen Interviewleitfäden ausgestattet waren, war das Ergebnis sehr unterschiedlich. So fragten beispielsweise nicht alle nach dem Leben nach der Befreiung, insbesondere was das so genannte private Leben betraf – Kinder und Familie. Und es gibt eine Tendenz, dass männliche Überlebende seltener nach der Familiengründung gefragt wurden, Frauen hingegen weniger häufig nach ihrem späteren beruflichen Leben. Ein ziemlich gängiges Muster ist, dass nach dem politischen Leben des Vaters gefragt wurde, aber nicht nach jenem der Mutter. Nicht nur erfahren wir so nichts über die politischen Einstellungen der Mutter, Frauen erscheinen so apolitisch und ihr Leben wird auf die so genannte private Sphäre, auf weibliche Bereiche (wie z.B. Religion) reduziert, wie dies folgende Interviewpassage mit Herrn Kononenko gut illustriert:

Interviewerin: Doch Ihr Vater war Kommunist

Kononenko: Ja, ja, ja.

Interviewerin: Ja. Und wie war die Beziehung Ihrer Mutter zur Religion? Wie war eure Haltung gegenüber der Religion?

Kononenko: Meine Mutter war zu ihrer Zeit Chorsängerin in unserer Kirche. Mit 16 war sie das einzige Mädchen, man hat sie wegen ihrer schönen Stimme in den Chor aufgenommen. Meine Mutter hat außerordentlich gesungen. (Kononenko 2003, 16)

Obwohl die Interviewerin die Frage nach der Religion sofort auf die gesamte Familie ausgedehnt hat, beantwortete der Interviewte die Frage nur in Hinblick auf seine Mutter. Es folgt im Interview eine lange Erzählung über die schöne Stimme der Mutter – im Zitat sind nur die ersten beiden Sätze wiedergegeben –, aber wir erfahren im gesamten Interview nichts über ihr politisches Leben, noch lernen wir etwas über das religiöse Leben der anderen Familienmitglieder.

Die Geschlechterbilder der Interviewenden erhellen sich nicht nur durch die Reflexion, wer was gefragt wurde, sondern auch durch die Codes, die bestimmten Fragen inhärent sind. Zum Beispiel scheint die einfache Frage „Wie war die SS-Aufseherin gekleidet?“ nicht sonderlich geschlechtsspezifisch zu sein. Man könnte diese Frage auch in Bezug auf männliche SS-Angehörige stellen. Aber ich bin mir

sicher, dass die Frage nach der Kleidung der SS-Männer nur in sehr wenigen Forschungen von Interesse ist, und tatsächlich wurde sie in allen analysierten Interviews nie gestellt. Vielmehr wurde das propere und modische Outfit der SS-Aufseherinnen zu einem Code für deren Bösartigkeit. Vermutlich wollten die Interviewenden mit derartigen Fragen Erzählungen von erfahrener oder miterlebter Gewalt provozieren; womit sie auch erfolgreich waren. Aber diese Frage trug ebenfalls dazu bei, dass die Gewalt durch die Referenz auf die weibliche Schönheit nochmals gravierender und abstoßender erscheint.

Abschließende Bemerkungen

Nach geschlechtsspezifischen Bildern zu fragen verdeutlicht, dass Geschlecht neben anderen Faktoren ein relevanter Faktor in der Art und Weise der Darstellung historischer Ereignisse ist. Die Frage nach Geschlechtlichkeit birgt jedoch auch die Gefahr in sich, dass die scheinbar strikte Dualität der Geschlechtskategorien reproduziert und gestärkt wird. Wenn wir beispielsweise fragen, wie Frauen und Männer die nationalsozialistische Verfolgung erlebten, ist unser Ausgangspunkt zum einen diese meist unhinterfragte Zweiteilung der Geschlechter und zum anderen gehen wir von der impliziten Annahme aus, dass eine eindeutige Zuordnung zu einem Geschlecht möglich ist (vgl. West/Zimmerman 1998, 173f.). Wir nehmen damit auch an, dass das Geschlecht Teil ihrer Identität ist und dass es ein geschlechtsspezifisches Erleben gibt. Bereits in diesem Sinne tragen wir Forschenden und Interviewende zur Produktion von Geschlecht bei. Wir können diesem Dilemma jedoch nicht entgehen. Geschlecht als sozial relevante Kategorie nicht zu inkludieren würde sowohl einer Nichtberücksichtigung existierender Machtverhältnisse und Ungleichheiten als auch einem Verlust an Informationen mit der Konsequenz inadäquater Analysen gleichkommen. Aber wir haben die Möglichkeit, meines Erachtens sogar die Verpflichtung, darüber zu reflektieren, wie wir im Forschungsprozess Geschlecht produzieren und wie wir unsere Interviewpartnerinnen und -partner durch unsere Fragen zur Produktion von Geschlecht ermutigen, genauso wie wir zu berücksichtigen haben, dass andere Identitäten – wie etwa nationale oder kulturelle – beider Seiten die lebensgeschichtliche Erzählung, das Interview, mit gestalten können. Die Vermeidung geschlechtssensibler Fragen löst das Problem keinesfalls.

LITERATUR

- Amesberger, Helga (2009): Doing Gender within Oral History, in: Marta Kurkowska-Budzan and Krzysztof Zamorski (Ed.): Oral History. The challenges of dialogue, Studies in Narrative 10, Amsterdam.
- Amesberger, Helga, Katrin Auer und Brigitte Halbmayer (2004): Sexualisierte Gewalt. Weibliche Erfahrungen in NS-Konzentrationslagern, Wien.
- Amesberger, Helga und Brigitte Halbmayer (2001): Vom Leben und Überleben – Wege nach Ravensbrück. Das Frauenkonzentrationslager in der Erinnerung, Band 1: Dokumentation und Analyse, Wien.
- Botz, Gerhard, Helga Amesberger und Brigitte Halbmayer (2003): Das „Mauthausen Survivors Dokumentation Projekt“ (MSDPP), in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 16. Jg., 297-306.

- Ecker, Maria (2004): The Impact of Gender on Oral Testimonies of Holocaust Survivors, unveröffentlichtes Manuskript des Vortrages bei der jährlichen Tagung der Oral History Association, Portland, OR.
- Enloe, Cynthia (1983): *Does Khaki Become You? The Militarization of Women's Lives*, London.
- Gildemeister, Regine und Angelika Wetterer (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hg.): *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg i. Br., 201-254.
- Goldenberg, Myrna (1998): *Memoirs of Auschwitz Survivors: The Burden of Gender*, in: Dalia Ofer and Lenore J. Weitzman (Ed.): *Women in the Holocaust*, New Haven und London, 327-339.
- Jaiser, Constanze (2005): Repräsentationen von Sexualität und Gewalt in Zeugnissen jüdischer und nichtjüdischer Überlebender, in: Gisela Bock (Hg.): *Genozid und Geschlecht. Jüdische Frauen im nationalsozialistischen Lagersystem*, Frankfurt/Main, 123-148.
- Lentin, Ronit (1999): (En)Gendering Genocide. Die Feminisierung der Katastrophe, *Zeitschrift für Genozidforschung*, Jg. 1, Heft 1, 70-89.
- Scheffer, Bernd (2003): Verschweigen eher Ja, Kontrolle eher nein. Zu den biographisch-emotionalen Driften bei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, in: Klaus-Jürgen Bruder (Hg.): „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben“, Gießen, 89-113.
- Scholz, Sylka (2003): Das narrative Interview als Ort eines 'männlichen Spiels'? Prozesse des Doing Gender in der Interviewinteraktion, in: Klaus-Jürgen Bruder (Hg.): „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben“, Gießen, 139-161.
- Welzer, Harald (2003): Was ist autobiographische Wahrheit? Anmerkungen aus Sicht der Erinnerungsforschung, in: Klaus-Jürgen Bruder (Hg.): „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben“, Gießen, 183-202.
- West, Candace und Don H. Zimmerman (1998): *Doing Gender*, in: Kristen A. Myers, Barbara J. Risman und Cynthia D. Anderson (Ed.): *Feminist Foundations: Toward Transforming Sociology*, Thousands Oaks, London/New Delhi, 167-190.

INTERVIEWS

- Kononenko, Vasilij (2003): Interview von Alena Koslowa, 16. Januar 2003, Aufnahme und Transkript, Archive of Mauthausen Memorial (AMM), Wien, AMM OH/ZP1/654.
- Stanewa, Ljudmila (2002): Interview von Alena Koslowa, 25. September 2002, Aufnahme und Transkript, Archive of Mauthausen Memorial (AMM), Wien, AMM OH/ZP1/491.
- Ulrix, Clementina (2003): Interview von Frank Aarts, 2. Februar 2003, Aufnahme und Transkript, Archive of Mauthausen Memorial (AMM), Wien, AMM OH/ZP1/544.
- Vrachoritou, Sarina (2002): Interview von Alexios Menexiadis, 22. Februar 2002, Aufnahme und Transkript, Archive of Mauthausen Memorial (AMM), Wien, AMM OH/ZP1/624.